

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sagen und Märchen aus der Heimath und Fremde

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Sagen und Märchen aus der Heimath und Fremde.

Südafrikanische Märchen *).

1. Der Mord des Mastiloniane.

Zwei Brüder verließen eines Tages die Hütte ihres Vaters, um ihr Glück zu suchen. Der Ältere hieß Mastilo, der Jüngere Mastiloniane. Nach einigen Tagereisen kamen sie zu einer Stelle, wo sich ihnen zwei Wege boten. Der eine führte nach Osten, der andere nach Westen. Der erstere Weg war mit Fußstapfen von Weidewiehe bedeckt, der andere mit Fußstapfen von Hunden. Mastilo folgte dem letztern Wege; sein Bruder ging in der anderen Richtung. Nach einigen Tagen kam Mastiloniane bei einem Hügel vorüber, der ehemals bewohnt gewesen war, und staunte nicht wenig, eine Menge verkehrt stehender Töpfe auf demselben zu finden. Er bekam Lust, die Töpfe umzukehren, um zu sehen, ob nicht unter einem derselben ein Schatz verborgen sei; und schon hatte er mit einer großen Anzahl Töpfe so verfahren, als ein Topf von ungeheurerem Umfang an die Reihe kam. Mastiloniane gab ihm einen tüchtigen Stoß, allein er blieb unbeweglich; der junge Reisende verdoppelte seine Anstrengung — vergebens. Zweimal ist er genöthigt, seinen geborstenen Gürtel wieder zu knüpfen; der Topf scheint im Boden festgewurzelt. Aber plötzlich weicht er, wie durch Zauber, einem sehr gelinden Drucke, und ein unförmlicher Riese erscheint vor dem jungen Mastiloniane, der voll

Schrecken zurückbebt. „Was störst Du mich,“ fragte das Ungethüm, „dieweil ich meinen Däer anreibe?“ Mastiloniane betrachtete ihn genauer und bemerkte mit Grausen, daß eines von seinen Beinen so dick war, wie ein starker Baumstamm, während das andere die gewöhnliche Größe hatte. „Zur Strafe für Deinen Frevel sollst Du mich tragen, Söhnlein,“ sagte das Ungeheuer und schwang sich in demselben Augenblick auf den Rücken des Unglücklichen; dieser knickte zusammen, erhob sich wieder, that ein Paar Schritte vorwärts, wankte und stürzte wieder auf den Boden. Seine Kräfte verließen ihn gänzlich; aber der Anblick eines Stückes Rothwild in der Ferne gab ihm ein Mittel ein, zu entkommen. „Väterchen,“ sagte er mit zitternder Stimme zu dem Schensal, „setz dich einen Augenblick auf die Erde; ich kann dich nicht tragen, weil ich keinen Riemen habe, um dich auf meinem Rücken festzubinden; ich will schnell ein Kaama erlegen, und aus seiner Haut wollen wir Riemen schneiden.“ Sein Gesuch ward ihm bewilligt, und er verschwand mit seiner Meute in der Ebene. Nachdem er sehr weit gelaufen war, versteckte er sich in einer Höhle; aber der dickbeinige Anhold, des Bartens müde, folgte ihm bald nach, und rief, so oft er eine Fußtapfe des Jünglings erblickte, mit seiner rauhen Stimme: „Sieh da, den kleinen Fuß des Mastiloniane, — sieh da den kleinen Fuß meines Kindleins.“ Mastiloniane hörte ihn kommen, und fühlte, wie der Boden unter seinem Tritte bebte. Von Verzweiflung ergriffen, verläßt er die Höhle, ruft seine Hunde herbei und hegt sie gegen den Feind, indem er ihnen sagt: „Tödtet ihn, verzehret ihn ganz, aber laßt sein dickes Bein übrig!“ Die Hunde gehorchten, und ihr Herr nahte bald dem unförmlichen Beine ohne Besorgniß. Er hieb es mit einer Art in Stücke, und — O Wunder! — es kam eine ungeheure Heerde schöner Kühe daraus hervor. Eine von ihnen war so weiß wie der gefallene Schnee. Vor Freuden außer sich, treibt Masti-

*) Eugen Casalis, französischer evangelischer Missionär in Süd-Afrika, hat die Märchen und Sagen der dortigen Völkerschaften gesammelt und herausgegeben. Es ist von hoher Bedeutung zu sehen, wie sich bei diesen wilden Völkern in den freien Spielen der Phantasie ein tiefstiller Grundzug kund gibt, und wie wunderbar sie mit manchen anderer Völkerschaften verwandt sind.

Ioniane das Vieh vor sich her und begibt sich wieder auf den Weg nach der Hütte seines Vaters.

Der ältere Bruder Mastilo, kam mit einer Hundeherde, der Frucht seines Zuges zurück. Beide Brüder begegneten einander da, wo sie sich getrennt hatten. Der Jüngere sagte, weil er das größere Glück gehabt, zu dem Ältern: „Nimm aus meiner Heerde so viel Vieh, als Dir gefällt; nur wisse, daß die weiße Kuh Niemanden gehören kann, ausser mir.“ Aber dem Mastilo war es eben um diese allein zu thun; er bat seinen Bruder wiederholt, sie ihm abzutreten — vergebens. Die Beiden übernachteten zweimal, und am dritten Tage kamen sie an einer Quelle vorüber. „Laß uns hier verweilen,“ sprach Mastilo; „der Durst verzehrt mich. Wir wollen ein tiefes Loch graben und Wasser hineinleiten, damit es frisch werde.“ Als die Arbeit vollendet war, suchte Mastilo auf dem benachbarten Berge einen großen glatten Stein, den er auf das Loch legte, um das Wasser vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Nachdem das Wasser sich genugsam verköhlt hatte, trank Mastilo zuerst. Sein Bruder wollte ein Gleiches thun; aber im Augenblick, als er sich zu diesem Ende über das Loch bückte, faßte ihn Mastilo an den Haaren und hielt ihm den Kopf so lange unter dem Wasser bis er erstickt war. Dann schöpfte er das Wasser wieder aus dem Bache, steckte den Leichnam hinein und bedeckte ihn mit dem Steine. Als Herr der ganzen Heerde ging nun der Mörder gesenkten Kopfes weiter; aber kaum war er einige Schritte vorwärts, da setzte sich ein kleiner Vogel auf das Horn der weißen Kuh und sang in klagenden Tönen: „Thiri! thiri! Mastilo hat den Mastiloniane getödtet wegen der weißen Kuh, die er so sehr liebte!“ Der Mörder entsetzte sich, und tödtete den Vogel mit einem Steinwurf; aber kaum schickte er sich an, weiter zu gehen — da faß der kleine Sänger wieder auf dem Horne der weißen Kuh und wiederholte dieselben Worte. Mastilo warf ihn von neuem mit einem Steine todt und zerschmetterte ihn dann gänzlich mit seiner Keule. Aber in geringer Entfernung von der Stelle erschien das Vöglein zum dritten Male auf dem Horne der Kuh und sang dieselben Worte. „Ha! Zauberer!“ — rief Mastilo ausser sich vor Wuth — „werde ich dich endlich zum Schweigen bringen?“ Darauf schleuderte er einen kleinen Stock gegen den verhassten kleinen Mahner, zündete ein Feuer an, verbrannte das Vöglein darin und streute die Asche in den Wind. Hoffend, der Spud werde nicht wiederkehren, zog Mastilo stolz und keck in sein väterliches Dorf, dessen Bewohner sich schaarnten, um die reiche Beute zu betrachten, die er mit sich führte. Man rief

ihm von allen Seiten: „Wo ist Mastiloniane?“ Er antwortete: „Ich weiß es nicht — wir sind verschiedene Wege gegangen.“ Eine Menge Neugieriger umringte die weiße Kuh. „O, wie schön ist sie!“ rief man um die Wette; „wie fein ist ihr Haar! wie rein ihre Farbe. Glücklich der Mann, der sie besitzt!“ Da trat mit einem Male tiefe Stille ein . . . auf das Horn des bewunderten Thieres setzte sich ein kleiner Vogel und sang: „Thiri! thiri! Mastilo hat den Mastiloniane getödtet um seiner weißen Kuh willen, die er so sehr liebte!“ — „Wie! Mastilo hätte seinen Bruder getödtet?“ . . . Die Menge stob voll Entsetzen auseinander und war unfähig, sich Rechenschaft von dem abzulegen, was sie gesehen und gehört. In diesem Augenblick der Verwirrung flog der kleine Vogel zu der Schwester des Opfers und sagte ihr: „Ich bin das Herz des Mastiloniane. Mastilo hat mich getödtet; mein Leichnam ist bei dem Quell in der Wüste.“

II. Kammaya und Vitaolane.

Vor sehr alter Zeit ging einmal das ganze Menschengeschlecht zu Grunde. Ein Ungeheuer, das man Kammaya nennt, verschlang Alle, die Großen wie die Kleinen. Dieses Thier hatte eine solche Länge, daß die schärfsten Augen kaum von dem einen Ende zum andern sehen konnten. Nur Eine Frau blieb auf Erden übrig. Diese entging der Gefräßigkeit des Kammaya, weil sie sich versteckt hatte. Sie empfing und gebar einen Sohn in einem Kuhstalle. Als sie ihren Neugeborenen genau betrachtete, staunte sie nicht wenig, seinen Hals mit Amuletten geschmückt zu sehen. „Da dem so ist“ — sprach sie — „soll sein Name Vitaolane (der Prophet) heißen. Armes Kind, in was für einer Zeit bist du zur Welt gekommen? Wie wirst du dem Kammaya entgehen? Was werden deine Amulette dir nützen?“ So sprechend sammelte sie draußen einige Handvoll Düngerstroh, die ihrem Säugling als Lager dienen sollten. Als sie aber wieder in den Stall trat, wäre sie vor Schreck und Staunen beinahe des Todes gewesen. Das Kind war schon zum Manne herangewachsen und hielt Reden voll Weisheit. Vitaolane ging sogleich hinaus ins Freie und wunderte sich über die Stille und Dede rings umher. „Mutter“ — sprach er — „wo sind

denn die Menschen? Gibt es Niemanden auf Erden außer Dir und mir?" — „Mein Kind“ — antwortete die Frau zitternd — „noch vor kurzem hat es von Menschen gewimmelt, auf Bergen und in Thälern; aber das Thier, vor dessen Stimme die Felsen erbeben, hat sie Alle verschlungen.“ — „Wo ist dieses Thier?" — „Ach es ist ganz in unserer Nähe!“ — Vitaolane nimmt ein Messer und geht, trotz der Vorstellungen seiner Mutter, um den Weltfresser zu bekämpfen. Kammaya öffnet seinen entsetzlichen Rachen und verschluckt den Vitaolane. Der Sohn des Weibes ist aber nicht todt; er ist, mit seinem Messer in der Hand, lebhaftig in den Magen des Ungeheuers gefahren und zerschneidet ihm die Eingeweide. Kammaya stürzt unter fürchterlichem Gebrüll zu Boden; Vitaolane macht sich sofort ans Werk, um durch den Bauch des Ungeheuers eine Bahn zu brechen; aber sein spitzes Messer bedroht Tausende von Kreaturen, die gleich ihm selber eingeschlossen sind, mit dem Tode. Stimmen ohne Zahl schreien aus allen Winkeln des Bauches: „Durchbohre uns nicht!“ Es gelingt ihm jedoch, eine Oeffnung anzubringen, durch welche die Völker der Erde mit ihm aus Kammaya's Bauch entkommen. Die gereiteten Menschen sagen zu einander: „Wer ist derjenige, den ein Weib allein geboren und der niemals die Spiele der Kindheit gekannt hat? Welches ist seine Abkunft? Er ist ein Wunder, kein Mensch — er kann nicht mit uns zusammenwohnen; sorgen wir, daß er wieder von der Erde verschwinde.“ Darauf machten sie eine große Grube, bedeckten sie mit etwas Rasen und setzten eine Bank darauf. Dann schickten sie einen Boten an Vitaolane und ließen ihm sagen: „Die Ältesten deines Volkes haben sich versammelt und wünschen, daß du in ihrer Mitte Platz nimmest.“ Vitaolane kam; sobald er aber dem Sitze nahe war, stieß er Einen seiner Widersacher in die Grube, und dieser verschwand für immer. Als seine Feinde diese List vereitelt sahen, versuchten sie eine andere: „Vitaolane“ — sagten sie — „hat die Gewohnheit, wenn der Tag heiß ist, an einem Röhricht zu ruhen; verstecken wir einen bewaffneten Krieger in dem Röhricht.“ Dieser tückische Kunstgriff gelang nicht besser als der erste; Vitaolane wußte Alles, und seine Weisheit machte immer die Bosheit seiner Feinde zu Schanden. Nochmals versuchten Einige ihn in ein großes Feuer zu werfen; aber sie fielen selbst hinein. Als er eines Tages hartnäckig verfolgt wurde, kam er zum Ufer eines tiefen Flusses, und verwandelte sich in einen Stein; der Verfolger, erstaunt darüber, daß er ihn so plötzlich aus dem Gesichte verloren, ergriff zufällig diesen Stein und warf ihn an das jenseitige Ufer, mit

den Worten: „So würde ich Vitaolane den Kopf zerschmettern, wenn ich ihn drüben bemerkte.“ Der Stein wurde wieder Mensch, und Vitaolane lächelte über seinen Widersacher, der jetzt seiner ohnmächtigen Wuth mit Scheltworten und drohenden Geberden Luft machte.

Des Windes Weinen.

(Böhmisches Märchen.)

In der warmen Stube auf den reinlichen Boden breitete die fromme, aber arme Mutter-Wittwe ein Bett und setzte ihr einziges Kindlein darauf, daß es sicher sei in der weichen Vertiefung, nicht rückwärts oder vorwärts zu fallen. Die Mutter konnte außer sich und dem Kinde keine Wärterin nähren und mußte auf den Hausboden, um Flach zu hecheln. Kein Spielzeug für das Kindlein am Boden? Ein altes Bild, das heute von der Wand gefallen war, reichte die Mutter dem Kindlein hin, daß es damit spiele. Das zerbrochene Glas nahm sie erst weg, und gab dem Kindlein die kleinen Figürchen bloß, welche, die Geburt Christi vorstellend, aus Wachs gebildet waren. Joseph, Maria, Christkindlein und ein wieherndes Rößlein machten die geweihte Gruppe aus, die aber durch den Fall theilweise verstümmelt war. „Spiel! spiel, ma Kinerl, o spiel!“ sagte die Mutter und gab erst das Rößlein dem Kind in die Hand, küßte dieß weinend, weil sie beide so allein und so arm waren; aber noch mehr, weil ihr verstorbener Mann die drei Tage, als er im Hause lag, immer mit offenen Augen dalag, die man mit aller Mühe nicht schließen konnte. Wer das in seiner Familie an einem Familiengliede erlebt, muß selbst bald sterben oder es stirbt ihm das Liebste und Nächste. „Wid's o scheid dösmol nöd woa sä! Wid's o scheid dösmol nöd woa sä!“ (Wird's ja doch dies Mal nicht wahr sein.) Wird doch die Mutter dem Kinde nicht sterben! Wird doch der Mutter das Kind nicht sterben! So denkend und klagend band die Mutter sich noch ein warmes Tuch um den Kopf, daß sie sich vor der Spätherbst-Witterung bewahre und ging aus der Stube. Das Rößlein in des Kindes Hand zuckte jetzt und athmete leise, regte ein Füßlein, schwenkte das Schweiflein voll glänzender Haare, die feurigen Auglein drehten sich

froh-lebendig, die Mähnen zart und leuchtend wie Sonnenstrahlen wogten phantastisch aufgeworfen hier und da am muthig gebogenen Häselein wieder hinab; lustig spitzten sich die Ohren vor und zurück; welsch' prächtiges Schimmelein lebte da und sprang plöglich herum vor dem Kinde? vor Freude schreiend drückte das Kind die Fäusichen in das Bett, als wollte es sich aufhelfen, um das Pferdlein zu verfolgen, das nun auch mit zwei Flügelschen am Rücken versehen bald auf die Wandbänke, bald auf die Fenster, wieder hinab zum Kindelein auf's Bett sich schwang, klingend bei jeder Bewegung wie Töne der Aeolsharfe. Erschreckt über ihr schreiendes Kind, wollte die Mutter eilen, zu sehen und helfen und trat zur Thüre herein. Da sah und hörte sie Alles: das Wunderpferdlein lustig springend und klingend und ihr freudig schreiendes Kind. Und ein rosiges Wölklein quoll aus dem Rahmen des Bildes, sich gestaltend zu einem schimmernden, lächelnden Kinde, das mit dem Kinde der Mutter spielte. Voll frommen Schreckens sank diese auf die Knie nieder, um das schimmernde, fremde Kindelein anzubeten, das aus der rosigen Wolke kam und mit ihrem Kinde spielte. Es war das Christkindelein. Laut betete die Mutter:

O Christkind! O Christkind! Mä Herz und Alles
Will i dia fradó gö'm;

O Christkind! O Christkind! Mä Herz und Alles —
Lauf du scheid uns zwoa lö'm!

(O Christkindelein! Christkindelein! Mein Herz und Alles
Will ich dir freudig geben;

O Christkindelein! Christkindelein! Mein Herz und Alles —
Läffest du nur uns zwoe leben!)

Und wehmüthig klingend dämmert und nachtet die Luft; lächelnd und spielend streicheln sich die Kindelein am Kinn, Herzen und küssen sich, und schweben nun, beide strahlend, auf dem Rücken des Pferdleins, das sichtbar nach Breite und Höhe sich dehnt, um geräumig für beide verklärte Kindelein zu werden. Leise singen sie nun, und schweben mit dem Pferdlein zum Fenster, das sich feierlich aufthut, und schweben zum Fenster hinaus. Verwirrt und gefoltert von Trennungsschmerz stürzt die Mutter an's Fenster, um durch Schließen der Flügel ihr Kind noch an der Flucht zu hindern; da ist es zu spät, und sie verwundet das Kind an der Ferse. Beim heiligen Zug nach dem Himmel an diesen irdischen Schmerz gemahnt, wurde das Kind auch erinnert, wie im dunklen Traume, an Mutter und Erde, und wollte nicht scheiden vom Fenster, aus dem die Mutter klagte und weinte. Lange schwebte es vor den Augen der

Mutter, immer strahlender sich sammt dem Christkindelein und Pferdlein erhebend, bis Ohnmacht das Auge der Mutter schloß. — Seit jenem Tage hörte die Mutter täglich an der Spalte des Fensters leises Weinen ihres verschwundenen Kindes. Daher saß sie auch täglich und lange an der Spalte des Fensters, horchte und weinte hinaus, bis die leisen, leisen Klagen verschwebten. — Noch immer kann man jenes leise Weinen an Fenstern hören zur Erinnerung und Mahnung den Müttern, daß sie nicht durch zu großen Schmerz des Kindes Tod erschweren. Es heißt des „Windes Weinen.“ —

Das Waschweiberl.

(Böhmische Sage.)

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlgesträuch jährlich eine Schaar badender Weibchen erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fegen und Bindeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran lehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fegen und Bindeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogel- und Taubensänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Neuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergözen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, lief, wenn's was Noth hatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz, war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten was schlaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das

Wassermännlein, kammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl kammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich, und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen; aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maas nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube,

und nahm das Maas nach den Tritten des Weibchens. Gut, die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte laut klagend davon, und wurde nun nie wieder gesehen. —

Der Diamant des Geisterkönigs.

Das ist kein Märchen, sondern eine wahre Geschichte, und es ist gar nichts Abergläubisches dabei. Hör' einmal zu.

Du hast vielleicht schon einmal das Theaterstück von Raimund, so betitelt wie oben steht, gesehen; Du hast aber auch nichts dabei verloren, wenn du es nicht gesehen hast. So viel aber muß ich denn doch sagen: In dem Stücke spielt ein Diamant die Hauptrolle, der ist gar groß und funkelt weit, wenn er auch, wie sich wohl denken läßt, nicht ächt ist. Ein Schauspieler, der in dem Stücke gespielt, und den großen Ring am Finger gehabt hatte, trat in dieser Rolle zum letzten Male auf. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht, wobei man sich gar nicht anzustrengen hat, denn erben ist das leichteste Geschäft auf der Welt. Von einem weitläufigen Better hatte er ein schönes Landgut geerbt. Mit dem letzten Ueberreste seines alten Standes, mit dem Ringe an der Hand, bezog er nun sein Erbe. Als er das schöne Landgut ansichtig wurde, streifte er den Ring vom Finger und schleuderte ihn nach einem nahen See, indem er dabei die Worte ausrief: „Fort mit allem unwahren Schein, ich will von nun an ganz und durchaus der Natur leben.“ Der Ring fiel aber nicht in den See, sondern blieb am Rande desselben liegen.

Ein junger Bauernbursche, Klaus mit Namen, kam zu dem neuen Gutsherrn und bat ihn um ein kleines Pachtgut, denn er liebte die Tochter des Leinenwebers Michel, und wollte sie bald zur Frau Pächterin machen. Der neue Gutsherr gab fröhliche Hoffnung. Schnell wie der Wind eilte nun Klaus zu dem Leinweber und erhielt auf die sichere Zukunft hin die Einwilligung zur Heirath. Als aber Klaus jubelnd nach Hause kam und die Botschaft verkünden wollte, fand er seinen Vater damit beschäftigt, Geschirr, Tisch und Stühle zu zertrümmern und zum Fenster hinauszuerwerfen. „Vater was macht ihr da? Suche! ich hab das Pachtgut,“ rief Klaus. „Selber Pachtgut,“ erwiderte der Vater, und fuhr in seinem Geschäfte fort. Als ihn endlich Klaus etwas zu Ruhe gebracht und sein Glück erzählt hatte, sagte der Vater: „Ich kann's an den Fingern abzählen was aus dieser Sache wird.“ Einen Finger nach dem andern aufhebend fuhr er dann fort: „Aus — der — Heirath — wird — nichts —. Wir sind jetzt selber Baronen und kaufen uns ein Schloß und zwei.“ Er langte nun in die Tasche, holte den blinkenden Ring hervor, und sagte: „Gloz nur drein, den hab ich am See gefunden, der ist von uralten Zeiten her, von dem dort versunkenen Schloß, er hat seines Gleichen nicht